

(Nachdruck verboten).

24) Das Weiberdorf. Roman aus der Eifel von Clara Viebig.

X.

Der Winter war über Eisfelschmitt hingezogen, es mit seiner Schneelast verschüttend. Weisbäcker war dagewesen und hatte die Männer nach Hause gebracht. Jubel in den Hütten, Gedudel im Wirtshaus, Gläserklingen und Küchenflüster. Der Dreikönigstag hatte der Lust ein Ende gemacht; morgens darauf waren sie wieder abgezogen, und die große Wintereinsamkeit hatte das Dorf in ihre Arme genommen und eingelullt, bis daß es schlief. — Jetzt wollte es lenzen.

Unter der modrig feuchten Decke des abgefallenen Buchenlaubes sproßte der Waldmeister, an besonders heimlichen Stellen trieb schon ein erstes schneues Reis, und in den noch toten Ehasseebäumen lärmten die Staare.

„Noch Lichtmeß es et Aushalt,“ sagen die Eiseler, „warm oder kalt, de Dag gähn lang on dän Fuß kriecht sein Gang!“

Sankt Mattheis hatte das Eis gebrochen; auf den überschwemmten Wiesen um die Salm ruderten lustig die Dorjenten.

Auf dem Ackerchen der Schwiegereltern arbeitete Babbis. Sie hatte mit starken Armen den Boden auf, drehte die Schollen um und um, zerstiess und klopfte und verteilerte die harten Erdklöße, und bücte unermüdtlich den Rücken. Verschlaufend hielt sie wohl eine kurze Weile inne und blinzelte prüfend über die Berghänge.

Noch keine im Dorf hatte an die Frühjahrbestellung gedacht, und sie wußten doch alle: Schneisurr, Gedeihisurr! Da lotterten sie zu Hause herum in Unterrock und Nachjacke und verschleifen den halben Tag. Ernst, fast vortourfsvoll, ruhte Babbis Blick auf dem Dorf; sie schüttelte den Kopf, und dann spuckte sie in die Hände und griff von neuem zur Hacke und arbeitete wieder, bis ihr der Schweiß die vom scharfen Wind zerwühlten Haare an die Stirne klebte.

Sankt Gertraud mußte den Acker bestellt finden; und der Lorenz sollte sich d'rauf verlassen können, da war eine daheim, die für sein Kind und seine alten Eltern schaffte.

Ein warmes Rot stieg ihr in die Wangen, ihr Mund wölbte sich stolz. Mit frischer Kraft, neu belebt, trieb sie die Hacke in den Boden, daß die noch winterharte Rinde tief auseinander borst und ein feuchter, treibender Erddunst aufstieg. Die Muskeln an ihren Armen strafften sich, man sah's unter ihrem fadenscheinigen Blandruck-Meid. Sie arbeitete wie ein Mann.

Jetzt machte sie keine Pause mehr; gleich einer Maschine, regelmäßig, ohne Ermüdung hob und senkte sie die Hacke, Furche nach Furche wurde abgeschritten. Der Schweiß fiel in Tropfen in die gelockerte Erde, die das warme Raß gierig einjog. Blitschnell bücte sie sich zwischen den Schlägen, hier einen Stein aus dem Acker zu lesen und dort; in mächtigem Schwung flog der dann den felsigen Abhang hinunter, aufsprallend, sich überschlagend und prasselnd andres Geröll mit sich in die Tiefe reißend. Laut hallte das im einsamen Thal nach, es wurde zum Gepolter; drüben an der Verglehn antwortete dumpf ein verschlafenes Echo.

Der Unkrautstellen im Ackerland wurden weniger und weniger, die schwachbegrünteten Flecke verschwanden einer nach dem andern — nun breitete sich das gleichmäßige Schwarz bis zum Wegrain aus. Im Dorf bimmelte das Glöckchen, die reine Luft trug den Klang hell hier herauf; mit einem Seufzer der Befriedigung ließ Babbis die Hacke zum letztenmal niederfallen. Fertigt für heute!

Morgen wurde wieder von frischem angefangen und übermorgen wieder, und dann wieder, bis die lehmigen Erdklöße — sie bücte sich und zerbröckelte einen in der Hand — so fein waren wie Mehl; dann wollte sie zufrieden sein. Dann gab's auch eine gute Ernte, Kartoffeln genug und auch ein wenig Korn. Was würde der Lorenz sagen, wenn sie so viel erübrigte, um eine Fiege zu kaufen? Wie gut würde die Milch dem Kind und den beiden Alten thun! Auch zu einem

Ferkel würde es vielleicht noch langen, das würde fett gemacht und dann auf dem Markt zu Wittlich verkauft.

Sinnend ging der Blick der jungen Frau ins Weite und verlor sich im düstigen Blaugrau, jenseits der Berge. Da weilte der Lorenz, weit weit. Ein Ausdrud sehnüchtiger Liebe machte ihren herben Mund weich. Kam wohl je eine Zeit, in der nicht mehr so viel Berge, so viel Wald, so viel Wasser sie voneinander trennte?

Babbis Gestalt reckte sich höher auf, ein tiefer Atemzug hob ihre Brust — sie mußte kommen!

Mit der schwierigen Hand strich sie sich das Haar zurück, zog das Kopftuch tiefer in die Stirn, schulterte ihre Hacke und schritt rasch dem Abhang zu. Scharf umrissen zeichnete sich ihre Gestalt vom lichten Horizont ab. Sie schien gewachsen, groß und stark hob sie sich über der Umgebung.

Eilenden Schrittes stieg sie den Pfad gegen das Dorf abwärts, ihre herben Nägelschuh trappeten fest. Elf Uhr! Nun warteten die Alten daheim schon, daß sie kam und das Mittag kochte. Die waren beide recht hinfällig geworden in diesem Winter, der Vater lag immer im Bett, und der Schwiegermutter ihr Maulwerk war nicht halb mehr so scharf geschliffen; sie greuten wie die Kinder, wenn sie ihren Willen nicht kriegten.

Und dann der Kleine! Ein glückliches Lächeln verschönte das ernste Gesicht der jungen Frau — ach, der kannte die Mutter schon! Wenn die kam, strampelte er und reckte die Armechen und wollte nicht mehr bei der Großmutter bleiben.

Rasch und rascher schritt sie zu, nun war sie unten auf dem Thalweg. Aber trotz ihrer Eile sah sie die jungen Blätter des Begebreits am Grabenrand — die waren heißsam zum Auflegen für den offenen Fuß der Schwiegermutter — erstreut kniete sie nieder und pflückte die ab. Und da sproßte der erste Löwenzahn — geschwind griff sie zu — und da noch einer, und weiter drinnen im Gras noch mehrere! Das sollte ein Salat werden für den Alten, so lecker, wie ihn nur Herren an der Tafel haben, und dazu so gesund für's Geblüt. Sie sammelte eifrig.

Plötzlich hob sie lauschend den Kopf. Ein Stöhnen klang an ihr Ohr. War da jemand in Not? Sie rief.

Wieder ein Stöhnen und dann ein Fluch. Jetzt sah sie erst, unten im Graben lag einer und suchte vergebens an den steilen Rändern aufzuklimmen. Sie hatte ihn vorhin in ihrem Eifer gar nicht bemerkt.

Das war ein Betrunkener! Furchtlos ging sie näher und streckte ihm die Hand hin. „Jesses,“ sagte sie unwillkürlich und blieb stehen wie angewurzelt; es war Pittchen.

„Wat stiehste elao on hältst Maulaffen feil, Fremensch?“ grunzte er sie an. „Siehste dann net, eweil stehen ech in der Bredullich. Ech sein net si — si — sicher, ech haon hei im Dr — Dred gelägen — de — de ganz Nacht,“ schloß er weinerlich.

Er sah danach aus. Noß und Hofe waren von oben bis unten beschmutzt, er hatte sich recht im Schlamm gefiekt. Eine Mühe hatte er nicht; von nasser Erde verklebt, starrten seine Haare, ein paar Zotteln hingen ihm ins fahle Gesicht. Seine Lippen waren blau, die Augen verglast, noch hatte er seinen Rausch nicht ausgechlafen.

Ohne Wort beugte sie sich zu ihm nieder und hielt ihm die Hand hin; er haschte mit seinen verklammten Fingern danach, so steif durchfroren war er, daß er sich kaum rühren konnte. Fast riß er auch sie herab.

„Olau,“ grinste er, „dau willst e Klische? Verliert wie de Weibsbiller al!“ Er schmatzte mit den aufgesprungenen Lippen: „Küß mech, dau Ledermaul!“ Erschrocken fiel er zurück: „Dummetwäder, dat Babb!“

„Miffert,“ sagte sie bestimmt, „seid net e su gädig! Sei, faßt de Hack an! On hei es mein amner Hand! Dant (dänen: drücken, stemmen) gäjen, dant! Aus, zwa, ou ans maacht drei! Ech treden (ziehen) Eich eruf!“

Sie stemmte die Füße ein und zog mit Kraft; unfähig, sich selber zu helfen, ließ er sich willenlos zerrren. Nun hatte sie ihn oben, wie ein Klotz lag er am Rand auf den Klauen.

„Pittchen,“ sagte sie betrübt, „es et denn waahr, wat je im Dorf saon? Zhr lauft? Pittchen“ — sie sah sie ihn unter

den Achseln und stellte ihn auf die Füße — „ach haon et net glauben wollen, wat se saon. Laosht doch dat Tina lausen on de Frauleider al, bleivot derham! Ihr ruiniert Eich. Wat haot Ihr dann von al Eirem Gald?“

„Willste ebbes?“ lachte er und suchte nach der Tasche.

„Nä“. Sie hielt seine Hand fest und sah ihn voll herzlicher Teilnahme an. „Gald! Ihr hatt mir als e su vill Gudes gedahn, Eire drei Dahler haon mer Säjen gebrach, ach mechten Eich davor“ —

Er unterbrach sie mit einem lauten Aufschachen: „Haha, Säjen — Säjen!“ Die Zähne klapperten ihm aufeinander und er schanderte.

„Sieht häm,“ riet sie besorgt. „Ihr hatt Eich verkält — Nesses, de ganz Nacht hei im Graben! — kommt, kommt!“ Sie wollte ihn unter den Arm fassen und führen, er stieß sie zurück.

„Dau willst mer Mores liehren, bleitw mer vom Leiw, dau Quiesel (Wetschwester)! Ich haon kein Predigt netig — gieh — gieh!“ Er strampelte mit Händen und Füßen, verlor das Gleichgewicht und stürzte wieder rücklings in den Graben.

Hatte er sich weh gethan? Erschrocken wartete sie ein paar Minuten, dann blickte sie hinunter. Da lag er mit geschlossenen Augen und offenem Munde, blaß wie ein Toter; aber jetzt ertönte sein regelrechtes Schnarchen. —

Bäbbitief dem Dorf zu; sie hatte ihren Salat vergessen. Kräftig pochte sie an Wifferts Hütte und trat zugleich ein. „Zeih! Eier Mahn leit drau!“

Das Wort blieb ihr im Halse stecken. Da sah der Gendarm von Oberkail und hielt die Zeih auf dem Schoß. Etwas verlegen sprang die auf.

(Fortsetzung folgt.)

Sonntagsplauderei.

Das Berliner Nachtleben ist dieser Tage durch eine neue Erscheinung bereichert worden. Den Hörigen des späten Vergnügens bietet sich auf den Straßen als Führer durch die Nacht eine Zeitung dar, die erst nach 10 Uhr abends ausgegeben wird. Es ist einstweilen ein kümmerliches Blatt, ärmlich ausgestaltet und geistlos hergestellt; es bringt die letzten Telegramme und bevorzugt sogenannte Pitanterien, die in Wirklichkeit fade Trivialitäten sind. Daneben aber findet sich eine in ihrer Art originelle Einrichtung: die Theaterrecension in Noten. Vor einigen Jahren versuchten literarische Interessenten eine Bewegung in Fluß zu bringen, um die Schnellfabrikation in der Bühnenkritik zu beseitigen. Man wollte das Publikum des Anspruchs entwöhnen, schon am nächsten Morgen in der Zeitung das Stück besprochen zu finden, das des Abends zuvor zum erstenmale aufgeführt war; es würden, so hofften die Idealisten, die Recensenten Zeit gewinnen, um die Eindrücke zu sammeln und reifen zu lassen, wenn sie erst nach 24 oder 36 stündiger Bedenkzeit genötigt würden, ihr Urteil schriftlich zu begründen. Indessen diese Bestrebungen mißlang. Die Zeitungs-kapitalisten hatten nicht die mindeste Lust, von der Höhe moderner Technik wieder zu dem altväterischen Betrieb zurückzukehren, der dem Schriftsteller gestattete, überflüssigerweise sich die Dinge vorher zu überlegen, über die er schreibt. Für solche Ueberlegung hat ein Federschnellläufer von heute nicht einmal nachträglich Zeit und Neigung. Es blieb also bei den Vendémair-Recensionen, bis jetzt auch diese Postulaten-Behaglichkeit überwinden ist, und durch die erwähnte Nachtzeitung die In-Flagranti-Kritik eingeführt worden ist. Der Recensent übt seine kunsttrichterliche Thätigkeit nur bis zum Schlusse der Redaktion aus. Noch am selben Abend wird jetzt der Großstädter wissen, was er über die soeben aufgeführte Novität zu denken habe; er erhält wenigstens über den ersten Akt, wenn er den Wintergarten verläßt und mit seiner nur tief verschleierten Dame die offene Droschke besteigt, um nach den Jagdsälen zu fahren, den drucksenden Bericht. Einstweilen ist die Verschleierung nur soweit gediehen, daß die Note der Kunstkritik bis zum Schlusse des ersten Aktes reicht. Für die neue Komödie Gerhart Hauptmanns, die an diesem Sonntagsabend sich der Öffentlichkeit darstellt, wird die maschinelle Verbesserung der Kunstkritik bereits ermöglichen, daß wir beim Austritt aus dem Deutschen Theater das gereifte Urteil über zwei Akte aus den Händen der Zeitungsverkäufer erhalten. Und wenn demnächst ein Konkurrenzblatt seinen Redaktionsfluß um eine Stunde weiter in die Nacht hinauschiebt, so wird unser nächtlicher Kavallerie auf der Straßenfahrt zwischen Jagdsälen und seiner Stamm-Bar auch über den Schlußakt endgültig aufgeklärt sein; er braucht nicht einmal bis zur Endstation seiner Nachtreise zu warten, dem Wiener Café, wo schon die Morgenblätter aufblättern.

Die Nachtzeitung ist einstweilen ein dürftiges Gewächs, das vielleicht bald wieder eintrocknen wird. Käme aber über solch ein Blatt der Geist des hinterden Teufels, der nicht einmal die Dächer abzugeben braucht, sondern sich mit dem begnügen darf, was er nächstens auf der Straße und in den öffentlichen Stätten schaut, so würde diese Zeitung einen Kulturwert erhalten, sie würde eine

Quelle werden für den Historiker, der unseren Sitten das Urteil schreiben wird.

Ein Organ der Nachtmoden — welch unerhöflicher Stoff böte sich dem scharfen Beobachter und scharfen Schilderer dieser rastlos fließenden Entwicklung des Vergnügens, das dem Asphalt der Weltstadt entteimt. So gleich sich auch das Wesen bleibt, die erste Unnatur, der überfärbte Schmutz, die müde Kraftlosigkeit, die vor dem Spiegel mühsam einstudierte Geste der Lust, all das Glend und die Langeweile, die sich an dem Stoff legt, wie furchtbar teuer diese Langeweile zu kaufen sei, wie unwandelbar diese männliche Lebenswelt bleibt, deren Rückenmark sich einer Privattheilnahme entgegen setzt, während ihre weibliche Begleitung in den an der Bordstange des Trottoirs frierenden welken Frauen ihre eigene Zukunft sieht — die Mode des Lasters wechselt rastlos und die Manieren ihrer Opfer erschöpfen alle Möglichkeiten des Idiotentums. Dieser allnächtliche Gang von der Variétébühne zum Ball, vom Ball zur Bar, und von der Bar zum Café, bietet jede Woche neue Variationen, wenn auch das zwangs-orgastische Grundmotiv sich nicht verändert. Im Grund ist dieser Götzendienst der Lust unnützlich trübselig, von keinem Hauch wahrer Fröhlichkeit belebt, er ist öd' und widerlich, wie man über die kostspieligen Alkoholkompositionen, die in den Glühbirnen destilliert mit den englischen Namen den stumpfsinnig hochenden Gästen kredenzet werden, wenn sie ein Arzt verschriebe, als über ekelhafte Mixturen sich entsetzen würde. Aber gerade weil das Gefühl der inneren Leere stets bewußt bleibt, darum die krampfhaft Begierde nach neuen Moden, möge es sich um ein Wölbhümswort, um eine Paratracht oder eine Armbewegung handeln. Es ist für den Löwen der Nacht ein Gefühl erhabener Genugthuung, daß er heute den Eylinder nicht mehr vom Kopfe nimmt, während die Laune von gestern gebot, den zusammengeklapperten Hut unter dem Arm zu tragen; wie tief unter ihm stehen die Leute, die das noch nicht wissen, daß man jetzt die Sitte der Synagoge in Nachttheatern und Tanzsälen befolgt und das Haupt nimmer entblößt! Die Fernsten, die noch nicht erfahren haben, daß man bei jeder schicklichen Gelegenheit die Antwort zu geben hat: „Ich habe die Figur dazu.“ Diese Unwissenden sind bemitleidenswert, wie die Dürren, die etwa noch immer sich in ein Geflüster buntseidener Unterröcke einwickeln, während es der jetzige Ekelhaftigkeitswahn gebietet, unmittelbar über das Knochengeriß das Oberkleid zu spannen. Die Sängerin auf der Spezialitätenbühne hat jetzt prärapädelisch dürr anzusehen, und die Straße hat diesen Geschnad unweigerlich nachzuahmen. Die Mode der Nacht ist eine stärkere, zwingendere Gewalt als die strengste lox Straße, die der geschlechtlichen Unsitlichkeit mit den Drahtschlingen von Strafparagrafen zu Leibe zu gehen sich vernimmt. So sehr sich auch unfre Herrschenden am Tage um die Hebung der Tugend sorgen, wenn die Nacht kommt, ist aller gesellschaftliche Idealismus tot und die Verderbnis buhlt schamlos — die stehende Verderbnis derselben Gesellschaftskreise, aus denen die sittlichen Gesetzgeber stammen. Denn diese Großstadtmächte mit ihren Moden des düstigen Lasters sind teuer und nur den Besitzenden zugänglich, die aus dem der Arbeit entwendeten Mehrwert nun auch eine Mehrlust zu schöpfen suchen, die mehr sei als die gesunde Gemüthe des „Völkels“ und der — Natur. Jede Schranke, jeder Fißel ist in diesem Nachtleben der Besitzenden gefallen. Erlaubt ist alles, was käuflich ist, und es ist alles käuflich!

Aus der Kagenjammerstimmung aber steigen dann des Tags die moralischen Konzeptionen. Je größeren Ausschweifungen die Ideallösung unserer herrschenden Gesellschaft sich hingiebt, um so zümlerlicher geberdet sich die übernächliche Moralität. Es ist eine Schanfenster-Tugendhaftigkeit, der die Darstellungen des Nachten, mögen sie von noch so großer künstlerischer Schönheit sein, ein Greuel sind, und die, weil sie ihrer eigenen Empfindungen nicht sicher ist, die Grenzen von Gut und Böse wie ein Geometer genau feststellt: Haben wir doch eben vernommen, daß das Nachte, von vorn gesehen, von Polizei wegen unsittlich sei, während die Profilinie des hülsenlosen Leibes die Censur passieren darf. Die innere Unreinheit offenbart sich gerade in diesen possierlichen Bemühungen, in der Natur Jonen des Sittlichen abzugrenzen; denn sie verraten ganz naiv, wo der Durchschnitts-Europäer aufhört, künstlerisch zu sehen, und wo er beginnt, sexuell gereizt zu werden. Es ist immerhin beruhigend, daß wenigstens die Profilinie des nackten Menschen einen normalen Gendarm noch nicht in Versuchung bringt. . .

Wer die Moden der Nacht aber mit wissenschaftlichem Eifer studiert, der darf vor allem nicht außer acht lassen, daß diese Welt niedriger Gemüthe stets auch nach dem neuesten Schnitt des reichsdeutschen Patriotismus gekleidet ist. Wenn in irgend einem Ringeltangel ein Mädchen in Matrosentracht erscheint, so bricht ein rasender Weisfall aus. Die politische Mode auch der Nacht kreist um Flotte und Weltpolitik. Der verlogene Byzantinismus und die chauvinistische Noheit spreizt sich unmittelbar neben der Unzucht. Ein hübsches Beispiel liefert dafür gegenwärtig ein Berliner Spezialitäten-theater. Nachdem man frivole Niederfängerinnen gehört und eine Posse gesehen, in der sich berlinische Poterei, zusammengegrasste Musik und dekorativer Plüsch gestellt, zeigt der Kinematograph eine Reihe von Darstellungen aus dem Transvaal-Krieg. Ueber die Echtheit dieser Bilder sollen keine Untersuchungen angestellt werden. Daß man gerade an solchen Stätten den Boeren Halbungen darbringt, mag noch hingehen, wenn es auch keine übermäßige Gefühlszartigkeit beweist, die eben erst durch halbnaakte „Excentriks“ gekügelten Kousés des Publikums unter sentimentaler Musikbegleitung auf ein Schlachtfeld zu führen, wo Krankenpflegerinnen sich um zerstoßene Menschen

mühen. Eine allzustarke Zumutung aber scheint es, wenn man in der Reihe der Bilder erst die Militärausbildung der Boeren, die militärische Jugenderziehung anschaulich darstellt, und dann als Schlußbild unter dem Titel: „Das Ideal der Boeren“ — eine Berliner Wachtparade vorübermarschieren läßt. Das ist der Gipfel des chauvinistischen Potentums: die Boerenmilitz verbannt eigentlich ihre Siege ihrem „Ideal“, dem preussischen Militarismus.

Den Umländer auf dem Kopf, der brillantenstarrenden Begleiterin stolz zunickend, begeistert sich der Berliner Löwe der Nacht an den glorreichen Siegen, die er selbst durch das Medium der Boeren errungen hat über den englischen Erbfeind, dessen Schnäpse er hernach trinken wird, wenn sein Patriotismus sich im weiteren Verlaufe der Nacht auslobt — en face. —

Joc.

Kleines Feuilleton.

g. Im Vorzimmer. Das Feuer im Ofen war schon lange erloschen, ausgeläutet und unfreundlich lag das Zimmer da. Der stidige Dunst regennasser Kleidungsstücke mischte sich mit dem häßlichen Geruch der verlöschenden Lampe. Draußen raste der Wintersturm, die Bäume im Vorgarten bogen sich und ächzten und knarrten unter seinen langen Stößen, in ganzen Gassen peitschte er den Regen gegen die Fenster. Das Mädchen zog das dünne Umhängelätzchen fester um die Schultern und lehnte den Kopf gegen die Wand. Ihre Augen schlossen sich, aber nur auf Sekunden, dann fuhr sie mit einem jähen Ruck in die Höhe. Einschlafen etwa? Das hätte ja was Schönes geben können! . . .

Sie war müde, — todmüde. Ihre Glieder zitterten, sie hatte nur noch einen Wunsch — sich ausstrecken können, schlafen . . . ruhen . . . Ein tiefer Seufzer hob ihre Brust. Wenn nur die Saison erst vorüber wäre, — ach, die Saison war gar zu schwer! Keine Nacht vor drei Uhr zu Bett — entweder, es war zu Hause Gesellschaft oder sie mußte auf die Herrschaft warten und beim Auskleiden heißen, oder es galt, das Fräulein abzuholen. Rein, wo das Fräulein heut wieder blieb? Nun saß sie bald zwei Stunden hier. Sie sah nach der Uhr, die über dem Thürhans hing. Sogleich zwei — nun war die letzte Pferdebahn vorbei, nun mußten sie wieder mit dem Nachtomnibus fahren und das letzte Ende durch die ganze Ausrüstungstrage gehen, auch ein Vergnügen bei dem Wetter! Sie gähnte.

Ueberhaupt wozu das Abholen war? solch eine Dummheit! Ob das Fräulein nicht allein gehen könnte, alt genug war sie dazu bei ihren zwanzig Jahren, und schlafen konnte sie sie doch auch nicht — aber das sollte sein sein, hatte die Köchin gesagt.

Vielleicht nahm das Fräulein heute eine Drohsache. Sie lachte auf: Rein, so etwas bloß zu denken! Wo das Geld zu Hause so knapp war und die Gnädige ihr noch acht Mark vom letzten Monatslohn schuldete. Neugierig war sie aber doch, was das Fräulein für Augen machen würde, wenn sie nachher das Wetter sah. Ob sie eigentlich davon wußte? Wohl kaum. Die sah da drin im warmen Salon und amüsierte sich. Die hatte es gut. Den ganzen Tag nichts thun, nur Romane lesen und Klavier üben, anschlafen bis auf den Mittag und abends in Gesellschaft. Ja, wer es so haben kann . . .

Was sie heut wieder vergnügt waren drin! Dabei konnten nicht einmal mehr viel Gäste da sein, nur zwei Ueberköde hingen noch neben dem weichen Abendpelz des Fräuleins und die waren von Herren. Sie horchte auf. Aus dem Salon klangen lachende Stimmen heraus, Gläserklirren und leichtes Klaviergellimper. Jetzt sang einer, ach! — das war der junge Referendar, in den das Fräulein so verhasst war, und der ihr immer Weidenstränke brachte. Die quälende Stimme, die jetzt „Dravo“ rief, kannte sie auch — die gehörte dem Regierungsrat. So, der war also auch hier, der alte gemeine Esel, der sie immer in die Waden kniff, wenn sie ihm nach der Hausthür leuchten mußte. Dann war es freilich gar kein Wunder, daß das Fräulein so lange blieb. Den wollte sie heiraten, „Jagd machen“ nennt man das, sagte die Köchin. Puh, was solch ein feines Fräulein für einen Geschmac hat. Sie schüttelte sich unwillkürlich — so einen widerwärtigen alten Fraß, der nicht mehr richtig gehen konnte und trotzdem jeder Schwärze nachsief. Aber freilich, der Referendar hatte garnichts, und der Alte war reich — steinreich, noch viel, viel reicher als . . . Sie bricht den Gedanken gang jäb ab und springt auf. Die Thür des Salons öffnet sich, die Herrschaften rüsten zur Heimkehr: „Endlich!“

Ein allgemeines Grüßen und Händeschütteln. „Adio, Herr Geheimrat.“ „Leben Sie wohl, Fräulein Lily, empfehl' mich, Herr Oberstleutnant.“ „Meine gnädigste Frau — ich habe die Ehre.“ So schwirrt und schwagt es durcheinander. Dann greifen die Herren nach ihren Ueberköden, auch das Mädchen nimmt des Fräuleins Pelz vom Niesel, — aber — was soll das heißen? Sie tritt einen Schritt vor — das Fräulein lehrt an der Seite der Tante in den Salon zurück. Ach, will die gar noch länger hier bleiben? . . . Der weiche Pelz entfällt ihrer Hand.

Der Oberstleutnant fährt mit einem Ruck herum, grenzenlose Ueberraschung malt sich in seinem Gesicht: „Ach Gott, Minna — was wollen Sie denn? Rein, das haben wir ganz vergessen, Ihnen durch den Burschen sagen zu lassen — Sie sollten ja gleich nach Haus gehen; meine Nichte bleibt die Nacht bei uns. Rein, sagen Sie mir meiner Schwägerin, bei dem Wetter jagt man keinen Hund vom

Ofen, da kann das gnädige Fräulein nicht hinaus. Nun, wollen Sie noch etwas?“

„Rein — nichts!“ Es ist ihr eingefallen, daß sie kein Fahrgeld hat und daß sie ihn eigentlich um die zwei Groschen für den Nachtomnibus bitten könnte, aber sie wagt es nicht. Langsam, mit einem scheuen „Gute Nacht!“ geht sie hinaus — in den Sturm, in den Regen, in die Winternacht. — —

Musik.

Nach den Nobilitätenstürmen der letzten Tage die Ruhe eines Populären Philharmonischen! Wir hatten schon mehrmals erwähnt, in welcher Weise uns diese Konzerte dem Ideal vollstündlicher Veranstaltung nachzukommen und in welcher sie dahinter zurückzubleiben scheinen: jenes durch die verhältnismäßige Flüchtigkeit der einzelnen Darbietungen und durch die Reichhaltigkeit ihrer Programme, durch die der fleißige Besucher sich in einiger Zeit einen ganz sibiischen Schatz von Kenntnissen des historischen Bestandes der Musik anlegen kann; dieses hinwider durch das Zusammengewürfelte der Programme, oft mit Herausreißung von Einzelheiten aus ihrem Zusammenhang und mit der allenthalben sibiischen Hintarsetzung vieler Namen und Partien der Musikgeschichte hinter die landläufigeren. Dies alles gilt, wenigleich milder, so doch in der Hauptache ebenfalls von den ernsteren Abenden im regelmäßigen Ablauf dieser Konzerte, von den „Sinfonie-Konzerten des Philharmonischen Orchesters“. Wir hörten das am letzten Mittwoch stattgefundene. Der Grundzug war wiederum der alte, statt einer einheitlichen, geschlossenen wirkenden und dadurch die ehrenvolle Bezeichnung „vollspädagogisch“ verdienenden Zusammenstellung des Programms vielmehr die Zusammenwürfelung von Verschiedentlichem — für jegliches Interesse im Publikum etwas. Gerade wie die Ausstellungen bildender Kunst in der bisherigen Weise, die allerdings bereits überwinden zu werden beginnt, und gerade wie unsere Journalitteratur! Da kam eine Ouverture und ein Violinkonzert und eine Sinfonie und ein — zum Glück — größeres Solostück. Für jene ersten drei Stücke war noch die Veranstaltung getroffen, daß ein neuer Dirigent sich versuchte — es war Herr Bernhard Dreuer; also die bekannte Methobe, die zwar jungen Kapellmeistern eine sehr wohlthätige Gelegenheit der Bewährung bietet, dem Publikum aber den Schein einer vollen individuellen Leistung erweckt, die doch durch eine solche vorübergehende Veräherung zwischen Führeer und Geführten weitaus nicht zu erreichen ist. Ein literarisches Seitenstück dazu, die Uebertragung einzelner Nummern eines Blattes an je einen Gelegenheits-Medaceur, scheint allerdings noch niemals versucht worden zu sein. Herr Dreuer dürfte überhaupt noch keine ausgeprägte Dirigier-Individualität sein; er geht wohl rhythmisch präciser zu Werk als etwa der ständige Leiter jener Konzerte, arbeitet aber sonst nicht eben mit besonderer Plastik. Das Pierliche liegt ihm anscheinend am besten. In der sonst seltener als andere zu hörenden C-moll-Sinfonie von Haydn (Nr. 9) kam so der Menett, mit Sololeistung des Cellisten Herrn Hekking im Trio, recht wirksam und mit dem Erfolg eines da capo heraus. Allein beim Hauptmotiv des ersten Satzes konnte eine solche Art nicht zureichen: die Gleichmäßigkeit, mit der jene 6 wichtigen Töne nebeneinander hingelegt wurden, war nicht einmal noch ein Mangel an Gefühl für den motivischen Gehalt und für die Phrasierung, sondern vielmehr schon ein Mangel an Gefühl für die Taktzeiten.

Uebergehen wir die andern Instrumentalnummern, als wenig Gelegenheit zu einer Beurteilung bietend, so bleibt als Hauptnummer des Abends die Aufführung der Gadeschen Ballade „Erlkönigs Tochter“. „Von Zeit zu Zeit hör' ich“ den alten Gade gern. In der That: hört man ihn nur selten, so kann man an dieser melobienreichen Chirli seine innige Freude haben. Allerdings bleibt sie sich in der Hauptsache immer gleich, auch wenn einmal der Text Episches verlangt; und ändert sie sich, so leunt man auch bald die gleichen Formen dieser Venderung: Harmonienwechsel um einen halben Ton nach aufwärts u. dgl. Es geht wie ein Eisenbahnzug über die Landschaft. Aber die mittlere Stelle mit der Lockung und dem Erlennächentanz ist nur einmal wunderschön.

Herr Otto Schmidt dirigierte; sein Chor „hielt sich wacker“; die Solisten thaten es auch. Frau Professorin M. Bland-Peters, eine bereits vorteilhaft bekannte Sängerin, erfreute durch eine sympathische Altstimme; die Sopranistin Hedwig Boenisch und der Bariton Alexander Heinemann hätten vielleicht noch wirkungsvoller gesungen, lägen ihnen diese Partien nicht etwas hoch. — sz.

Kunst.

— hl. In Cassiners Kunstsalon ist gegenwärtig eine gewählte Sammlung älterer englischer Gemälde, aus dem 18. und der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts, zu sehen. Die Mehrzahl der Bilder stammt von dem Landschaftsmaler John Constable, dessen Werke nicht nur an sich bedeutend sind, sondern auch in der Entwicklung der modernen Malerei eine hervorragende Stellung einnehmen. Constables Landschaften wurden gegen Ende der zwanziger Jahre in Paris bekannt und übten auf die junge Künstlergeneration einen tiefen, nachhaltigen Einfluß. In der Schule von Fontainebleau, in den Werken der Rousseau, Corot, Diaz, Doubigny wurden die neuen Anschauungen, die in Constables Landschaften vorgebildet waren, lebendig, und von diesen aus ging dann die Entwicklung weiter. Eine wie große Arbeit der englische Maler in seinem reichen Lebenswert geleistet hat, das zeigt sich auch in dieser

Ausstellung, in der glatt gemalte Bildchen neben breit und groß hingeworfenen Stimmungen in modernem Sinn, schwere Landschaften, die in der überkommenen Weise tiefgrün in der Farbe sind, neben lichten kleinen Naturanschnitten, in denen ein zartes Graugrün dominiert, hängen. Constable war es, der den Blick für die Reize der intimen Landschaft eröffnete; die schlichtesten Motive, ein einsames Gehöft, eine mit Bäumen besetzte Landstraße, dahinter ein Fluß und Hügel, genügen ihm. Uns erscheint das heut selbstverständlich, aber es war eine große künstlerische That, die akademische Schablone, die ohne die große Komposition und die heroische Staffage nicht auskommen konnte, beiseite zu werfen und die Natur an ihren durchaus nicht „interessanten“ Stellen aufzusuchen und die in diesen ruhenden Stimmungswerte herauszuheben. Die materische Entdeckung der Luft hat bei Constable ihren Anfang genommen. Es ist charakteristisch, daß auch diese zuerst eigentlich in ihren „interessanten“ Momenten vom Maler festgehalten wurde. Stark bewölkter Himmel ist in Constables Landschaften die Regel; von diesen Wolken ist das Studium der Atmosphäre und ihres Einflusses auf das malerische Bild der Dinge in der Natur ausgegangen. Constable hat in einem ganz hervorragenden Bildchen die „Wolken“ ganz für sich studiert; man sieht nur die weißen Wölkchen, die am blauglänzenden Himmel schweben, nichts von der Erde darunter, aber wie sie wirklich leicht dahinziehen und lichtdurchtränkt sind, das ist mit einer unübertroffenen Meisterschaft zum Ausdruck gebracht. Constable stellt auch mit Vorliebe dar, wie schwere Gewitterwolken über die Ebene heraufziehen, oder er wählt die Zeit des Sonnenuntergangs, wenn der ganze wolkenbedeckte Himmel von einem rötlichen Licht übergoßen ist. Er ist in seinen Motiven uner schöpflisch, er führt uns an die See, auf die Felder, in die Dörfer und nicht nur in kleinen Studien hält er seine Ein drücke fest, sondern er giebt auch, wie in der „Ansicht von Edinburgh“, große und kraftvolle Gesamtansichten. Die malerische Haltung seiner Bilder ist vortrefflich, in keinem aber schöner als in dem schlichten „Wauernhaus“, das einen köstlich schimmernden grünen Grundton zeigt. — Außer Constable sind in der Ausstellung noch eine Reihe der bedeutenden englischen Porträtisten vertreten, unter denen Gainsborough mit dem „Porträt einer Dame“ vor allen anderen zu erwähnen ist. —

Physiologisches.

— Ueber den Gaswechsel im Wasser und dessen Einfluß auf die Organismen und die Fischzucht hielt Dr. Knauth im „Klub der Landwirte“ einen Vortrag, in dem er nach einem Bericht der „Voss. Ztg.“ folgendes ausführte: Die nicht selten zu beobachtenden Fälle großen Fischsterbens in Flüssen und Teichen haben zu Untersuchungen geführt über die Ursachen dieser auffälligen Vorkommnisse, und man ist dabei auf die Wichtigkeit der Wechselwirkung von Tier und Pflanze im Wasser gestoßen, nachdem schon früher die Bedeutung erkannt war, die dem Sauerstoffgehalte des Wassers für das Leben der Fische zukommt. Wenn man gleiche Mengen von Jauche in zwei gleiche große Fischbehälter fließen läßt, von denen der eine Pflanzenwuchs enthält, der andre nicht, so starben die Fische in dem nicht mit Pflanzen besetzten Behälter; in dem andern blieben sie am Leben. Der starke Verbrauch von Sauerstoff, den die Ferkung der Jauche bedingt, raubt den Tieren die unumgängliche Lebensluft. Sind aber Pflanzen zugegen, so nehmen diese die Jauche für sich in Anspruch und die starke Entwicklung von Sauerstoff, die den chlorophyllgrünen Gewächsen unter dem Einflusse des Lichtes eigentümlich ist, bildet zudem ein ausreichendes Gegengewicht gegen den Sauerstoffbedarf der Jauche. Je reicher man ein Fischgewässer mit Fischnahrung versieht, um so mehr Sauerstoff wird darin verbraucht — einerseits durch den vergrößerten Bedarf der starkgefütterten Fische, andererseits durch die Ferkung der Nahrungstoffe, und man kann selbst durch Einblasen von Luft (in Aquarien z. B.) diesen Sauerstoffverbrauch oft nicht genügend ausgleichen, sieht vielmehr die Fische trotz des Lufteinblasens an die Oberfläche kommen und nach Luft schnappen, bis sie schließlich zu Grunde gehen. Sobald indes die Bedingungen gegeben sind für die Entwicklung genügenden Pflanzenwuchses im Wasser, braucht man sich um die Sauerstoffzufuhr nicht zu kümmern; die Pflanzen besorgen das dann selber. Und zwar ist die Anreicherung des Wassers mit Sauerstoff eine so beträchtliche, daß im Sonnenschein, wo die stärkste Gasentwicklung erfolgt, oft 20 Kubikcentimeter Sauerstoff im Liter enthalten sind, während doch beim bloßen Schütteln von Wasser mit Luft nur ca. 8 Kubikcentimeter Sauerstoff vom Liter Wasser aufgenommen werden. Es ist deshalb nicht weiter zu verwundern, wenn zum Beispiel in Dorfteichen mit anscheinend stark verunreinigtem Wasser doch zahllose Fische leben — sobald eben nur Algen u. dergl., namentlich auch die mikroskopischen Daphnien in genügender Menge vorhanden sind, und der grüne Filz, der nicht selten solche Teiche ganz bedeckt, ist geradezu eine Wohltat für die Fische. Da die Sauerstoffentwicklung der Pflanzen im Dunkeln aufhört, so sinkt auch in solchen Gewässern der Sauerstoffgehalt nachts oft bis an die für die Fische noch erträgliche Grenze, erhöht sich dann aber mit dem anbrechenden Tag wieder. Da die Fische am Tage fressen, so brauchen sie auch am Tagesmehr Sauerstoff, und den liefern ihnen eben die Pflanzen. Mit dieser Erkenntnis erwächst für die Besitzer von Fischgewässern die Pflicht, für reichlichen Pflanzenwuchs in den

Gewässern zu sorgen, und zu diesem Zweck ist es meist erforderlich, Düngstoffe dem Wasser zuzuführen. Welche Düngstoffe nötig sind, ermittelt man durch Versuche im Kleinen an der Hand der chemischen Analyse. Man nimmt dabei zweckmäßig und so weit möglich auf solche Pflanzen Rücksicht, die in der Dunkelheit möglichst wenig Sauerstoff verbrauchen und möglichst wenig Kohlenäure entwickeln. Redner berührte auch den Einfluß der Elektrizität, die einen stärkeren Sauerstoffverbrauch im Wasser verursacht. Wenn also bei heftigen Gewitterregen große Mengen von Jauche oder sonstigen Unreinigkeiten in die Gewässer geführt werden (zum Beispiel durch die Rotausslässe der Berliner Schwemmanäle), so sind gleichzeitig zwei Ursachen thätig, den Sauerstoffgehalt des Wassers zu vermindern, und das dann häufig zu beobachtende Fischsterben darf nicht wunder nehmen. Im Winter ist der Sauerstoffverbrauch der Fische geringer als im Sommer; aber auch die Sauerstoffentwicklung der Pflanzen nimmt ab. Man haut Oeffnungen (Wuhnen, Lüfthen) in das Eis, um eine Lüftung des Wassers zu ermöglichen. Man erzielt durch die Entfernung des Eises an diesen Stellen aber auch eine bessere Belichtung des Wassers und damit eine erhöhte Pflanzentätigkeit. Daß die Verührung des Wassers mit Luft allein nicht genügende Ansammlung von Sauerstoff zu bewirken vermag, lehrt die Thatsache, daß oft trotz der Wuhnen ein Fischsterben im Winter auftritt. —

Humoristisches.

— Das Hochwasser. Hoch oben im Bispel der Dorfbinde hängt eine Tafel: „Wasserhöhe — 1859!“ — „Das ist ja nicht möglich!“ bemerkt ein Fremder. — „Ja, woacht D“, sagt ein vorübergehendes Bäuerlein, „wia ma' dazumal Hochwasser g'hat hab'n, war 's Bäuml halt no' kloan — tagt hat's beim Waschen d'ös Tafel mit 'naufg'nommal... Aber woacht D', so a' alt's Reichen muß ma' ch'n, damit's no' die Kindeskinde seh'n, wie hoch 's Wasser g'stand'n is!“ —

— Ausrede. A.: „Ihr Mann ist Abgeordneter? Ich habe noch nie von ihm gehört!“
Frau: „Ja, ich hab' ihm verboten, zu reden!“ —

— Fein Schneidermeister (der das große Los gewonnen, zu seiner Frau): „So, jetzt woll'n wir aber auch den Leuten zeigen, wie man fein lebt, — heut' mittag läßt Du Austern kochen mit Knödeln!“ —

Notizen.

— Die „Neue Freie Volksbühne“ veranstaltet am 6. Februar in Kellers Festhale ein „Richard Strauß-Konzert“. Mitwirkende sind u. a. Richard Strauß, Frau Strauß, de Ahna und Prof. Halir. —

— Die Generalintendantur der kgl. Schauspiele in Berlin hat dem Fonds für das Goethe-Denkmal in Straßburg einen Betrag von fünfhundert Mark überwiesen. —

— Eine antike Operette „Rhodope“ von Alexander Engel, zu der Hugo Felix die Verse und die Musik geschrieben, hat im Wiener Carl-Theater bei der Erstaufführung einen durchschlagenden Erfolg erzielt. —

— Der Nachlaß Johann Peter Cdermanns, des langjährigen Amanuensis von Goethe, wird demnächst von dem Besitzer der Papiere, Bibliothekar Teves in Hannover, herausgegeben werden. —

— In Frankfurt a. M. hat sich seit einiger Zeit eine Lehranstalt für die photomechanischen Reproduktionsverfahren aufgethan. Bis jetzt sind unter den Schülern so ziemlich alle Nationalitäten Europas vertreten, einige stammen sogar aus Indien, Central- und Südamerika. Der Lehrplan erstreckt sich auf Reproduktionsphotographie, Zinkätzung, Autotypie, Lithographie und Lichtdruck. —

— Zur wissenschaftlichen Erforschung der Pest unternimmt der Direktor des hygienischen Instituts an der Universität Freiburg, Prof. Schottelius, eine Reise nach Oporto und Nordafrika. —

c. Der französische Maler Georges de Dramard, der als Präsident des Komitees in der „Französischen Kunstausstellung“ im vorigen Herbst in Berlin weilte, ist dieser Tage gestorben. —

— Seit zwei Jahrzehnten hat die italienische Regierung bei Alfedena in den Abruzzen Ausgrabungen veranstaltet lassen. Man hat gegen 1400 Gräber aufgedeckt, welche sämtlich einen und denselben Typus zeigen. Sie gehören einer Kultur an, welche rein italienisch ist und besonders in der Bildung des Frauenschmuckes und der Waffen viel Eigenartiges besitzt. Der reiche Inhalt jener Gräber ist nun wohlgeordnet in einem besonderen Museum in Alfedena aufgestellt. Die Gräberstadt und die übrigen antiken Reste bei Alfedena gehören der alten Stadt Aufidena an, die im Jahre 298 vor Christo unter römische Herrschaft kam. —

— Das Fändholzmonopol bringt dem französischen Staate etwa 30 Millionen jährlich. Die Fändhölzer sind dabei teuer und schlecht. Eine Schachtel Schwedische kostet 10 Cts. und soll 60 Stück enthalten, enthält aber nur einige 50. Selbst die Wachstreichholz-Schachteln, die 10 und 15 Cts. kosten und 30 und 50 fassen sollen, enthalten nur 26 und 45. Nur die großen Schachteln für den Haushalt a 300 und 500 Stück sind vollständig, enthalten aber etwa 50 zerbrochene und topflose. —